

DANIEL SCHMIDT
Löwengrube

DANIEL SCHMIDT

Löwengrube

Durch den Vorhof zur Hölle
zu einem Leben in Liebe

KEIN ROMAN

Mit Peter Käfferlein und Olaf Köhne

 KÖSEL

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Die Ereignisse in diesem Buch sind größtenteils so geschehen, wie hier wiedergegeben. Für den dramatischen Effekt und aus Gründen des Personenschutzes sind jedoch einige Namen und Ereignisse so verfremdet worden, dass die darin handelnden Personen nicht erkennbar sind.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage 2025

Copyright © 2025 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagmotiv: © Marco Grundt Fotografie

Redaktion: Sabeth Ohl

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed Germany

ISBN 978-3-466-37341-3

www.koesel.de

*Für meine Mutter
und meine Urgroßmutter*

Dieses Buch möchte ich meiner Mutter widmen, die so oft, bis zum Schluss, wenn alle anderen schon weg waren, immer noch an mich geglaubt hat, so wie eine gute Mama das macht. Das, wofür ich manchmal bete – bedingungslose Liebe –, musste ich in manch schwierigen Situationen erst lernen und üben. Von meiner Mutter aber habe ich diese Liebe immer bekommen. Sie ist es, die mir gezeigt hat, wie es geht, bedingungslos zu lieben. Von ihr habe ich mein großes Herz. Danke, Mama.

Und ich möchte dieses Buch auch meiner Urgroßmutter widmen.
Weil sie die erste Person war, die mir Jesus vorgestellt hat.
Sie hat den Weg geebnet.

»Darauf befahl der König, Daniel herzubringen,
und man warf ihn zu den Löwen in die Grube.
Der König sagte noch zu Daniel: Möge dein Gott, dem du
so unablässig dienst, dich erretten.«

(»Das Buch Daniel« 6,17)

Inhalt

Vorwort	11
Jesus auf dem Kiez	13
Der, der ich bin – und der, der ich sein will	27
Tamara fand sein kleines Glück	39
Der rote Faden	46
»Was ist für dich das Wichtigste im Leben?«	58
Umwege, Abgründe, falsche Götter	67
Ankermann	81
Für-Sorge	87
Wange statt Zahn	101
Der Tag, der alles änderte	116
Über´n Berg?	120
Loch in der Brust	128
Aufs Herz gelegt	134

Wer wenn nicht wir?! 137
Gesichter des Krieges 142
Ein Leben in Liebe 151
Der Moment absoluter Stille 157
Von Bügeln und Beten 161
Starke Frau, heil rausgekommen 165
Kampf der Herzen 172
Eine Reise in den Schwarzwald 177
Und dann ...? 181
Die Keller-Familie 185
Tränen in der Meuterei 192
Vom Kiez aufs platte Land 198
Meine tägliche »Dosis« Gebete 204

Vorwort



Hätte mir jemand vor ein paar Jahren gesagt, ich schreibe mal ein Buch, in dem es um Glauben, Liebe und Errettung geht, also genau das Buch, das du gerade in den Händen hältst, ich weiß nicht, wie ich reagiert hätte. Vermutlich hätte ich gesagt: »Mit Sicherheit nicht!« Denn niemals hätte ich gedacht, dass mich etwas oder jemand so catcht, so fühlen und erleben lässt wie dieser Typ namens Jesus. Ich bin dankbar dafür, dass ich ihn endlich gefunden habe.

Wie bin ich eigentlich an den Punkt gelangt, an dem ich heute stehe? Das frage ich mich, während ich diese Zeilen schreibe. Wie habe ich es bis hierhin geschafft? Ich bin jetzt 40 Jahre alt, und die längste Zeit meines Lebens sah es so aus, als würde es mit mir nicht gut enden, weil ich den falschen Götzen nachlief und die falschen Götter anbetete.

Wer mich ein bisschen kennt, der weiß, ich bin ein rastloser Geist. Was aber auch daran liegt, dass ich ADHS habe, eine Hyperaktivitätsstörung, die mich manchmal durchs Leben springen lässt wie eine Flipperkugel. Dazu kommt eine Grundneigung, mich zu verlieren. Es gab Jahre, in denen war ich drauf und dran, mich komplett zu zerstören. Mein Ego war so riesengroß, dass ich nichts außer mir selbst sah. Nach dem Motto:

Erst ich, dann ich, und am Ende noch mal ich. Und trotzdem hatte ich keine Selbst-Liebe in mir. Wer aber nicht in der Lage ist, sich selbst zu lieben, kann auch andere keine Zuneigung spüren lassen. Rückblickend war ich für einige Menschen unerträglich. Das tut mir leid.

Der Mann, dem ich die Rettung aus diesem Teufelskreis (wörtlich gemeint!) zu verdanken habe, ist seit mehr als 2000 Jahren tot, aber er ist lebendiger denn je. Jesus zu entdecken, führte mich auf den rechten Weg. Zu wissen, du wirst geliebt, du bist gewollt, egal, wer du bist oder wie du bist. Da ist einer, der immer an dich glaubt und dich in keiner Sekunde im Stich lässt, auch wenn du den allergrößten Mist gebaut hast. Ist das nicht eine großartige Vorstellung? Bedingungslose Liebe! Keine Sorge, ich habe nicht vor, dich zu missionieren. Das liegt mir wirklich fern. Aber ich würde mir wünschen, dass dich die Geschichten, die du lesen wirst, inspirieren und motivieren, dein Leben in die Hand zu nehmen. Meine Gabe ist es, Menschen zu verbinden. Vielleicht bist du, wie so viele andere – und wie auch ich es lange Zeit war – auf der Suche nach irgendetwas, das uns unser Dasein erklärt, oder nach einer höheren Macht, nach einem Sinn hinter allem?

Dieses Buch handelt von der Hoffnung, dass es immer irgendwie weitergeht, egal wie tief du gesunken bist, in welchem Dreck du sitzt oder wie aussichtslos dir gerade alles erscheinen mag. Die Menschen, von denen ich erzähle, sie lieben, leiden, kämpfen, trauern, lachen, saufen, ficken, sie sehnen sich nach Leben. Sie sind gefallen, gescheitert, verzweifelt. Manche stehen auf, andere bleiben auf der Strecke. Helden sind sie alle.

Jesus auf dem Kiez



Wenn Boris morgens aufwacht, blickt er in die Augen von Toten. Die Toten vom Elbschlosskeller.

Boris ist einer unserer Stammgäste. Wir kennen uns noch aus meiner Anfangszeit im Elbschlosskeller, also seit einer gefühlten Ewigkeit. Ich war damals um die 20, mitten in meiner Hardcore-Feier-Phase, in der ich nichts, und damit meine ich wirklich nichts, ausgelassen habe. Wenn ich nicht Party machte, stand ich hinter dem Tresen im Keller. Mein Vater Lothar – Kampfname Vodka-Lothar, eine Kiezlegende vom alten Schlag – führte zu der Zeit noch den Laden.

Als er den Keller übernommen hatte, war der noch ein eher braves Etablissement mit Tischdeckchen, weißen Servietten und Kellnern. Erst durch meinen Vater wurde der Elbschlosskeller zu einem *der* Treffpunkte der Kiez-High-Society, wo man hinging, um die Sau rauszulassen, als gäbe es kein Morgen. Eröffnet wurde der Elbschlosskeller aber nicht von meinem Vater, sondern bereits 1952 und war seitdem rund um die Uhr geöffnet, an 365 Tagen, Heiligabend inklusive. Nur während des Corona-Lockdowns mussten wir kurzzeitig schließen. Was aus mehreren Gründen eine Herausforderung war. Zum einen taten wir uns schwer damit, unseren Stammgästen diesen Ort

des Rückzugs zu nehmen, denn für viele war und ist der Keller die letzte Auffangstation. Zum anderen gab es ein ganz praktisches Problem: Wir hatten keinen Schlüssel. Und das Schloss war dermaßen eingerostet, dass selbst ein Schlüssel nichts gebracht hätte. Es musste also zuerst ausgebaut werden (heute ist es ein Ausstellungsstück im Museum für Hamburgische Geschichte), um den Keller mit einem neuen Schloss verbarrikadieren zu können, alles gemäß der Corona-Bestimmungen. Und kurze Zeit später schlossen wir den Keller wieder auf und eröffneten ihn als Suppenküche für die Obdachlosen vom Kiez.

Der *Elb-Schloss-Keller* befindet sich im Souterrain der Hausnummer 38 am Hamburger Berg. Der hintere Teil des Namens, *Keller*, ist also eine korrekte Beschreibung. Zwar liegt er nicht direkt an der *Elbe*, aber was befindet sich in Hamburg schon an unserem Fluss, was dessen Namen trägt. Passt also auch. Nur mit einem *Schloss* hat unser Laden nichts gemein.

Boris zählte nie zu dem Typus Stammgäste, die jede Woche im Keller versacken. Er kam aber seit vielen Jahren alle paar Monate hereinspaziert, gut gelaunt, voller Elan und braun gebrannt und blieb mehrere Tage, bis er plötzlich wieder für längere Zeit verschwand. Meistens brachte er kleine Geschenke für unsere Mitarbeiter mit. Was zwischen ihm und mir entstand, das war keine enge Freundschaft, aber es war mehr als eine Wirt-Gast-Beziehung. Dafür kannten wir uns einfach zu gut und zu lange. Boris wurde für mich zu einem Kumpel. Wir mochten uns. Ich nannte ihn Boraldo. Mit Namen hatte ich nämlich so meine Schwierigkeiten. Wegen meiner ADHS konnte ich sie mir einfach nicht merken. Ich wusste so gut wie alles über die Gäste, was sie arbeiteten, ob sie Kinder hatten und wie alt die waren, ob der Hund kürzlich verstorben war oder die Katze krank, all so was hatte ich im Kopf abgespeichert, nur nicht die Vornamen.

Deswegen hießen bei mir alle entweder Hubert, Norbert, Detlef und Inge, oder ich erfand irgendwelche Fantasienamen wie Boraldo statt Boris. Das fanden die Gäste lustig, und sie lachten darüber jahrelang, bis ich irgendwann zugab: Leute, das war kein Gag, ich bekomme eure Namen nicht in den Schädel.

Irgendwann saß ich mal wieder mit Boraldo/Boris am Tresen, nachdem er eine längere Zeit als üblich nicht im Keller gewesen war. Er erzählte mir freudestrahlend, dass er endlich seine große Liebe gefunden habe. Bis über beide Ohren sei er verliebt in eine Frau aus Peru, mit ihr sei er auch schon dorthin gereist. Er plane demnächst, Deutschland zu verlassen, um mit seiner Freundin nach Peru zu ziehen. »Dort werde ich meinen Lebensabend verbringen«, schwärmte er. Vorher aber brachte er sein gesamtes erspartes Geld nach Peru und kaufte ein Grundstück, auf dem er ein Haus bauen wollte. Vieles könne er selbst machen, meinte er noch, er sei schließlich Handwerker. Nach diesem Gespräch hörte ich lange nichts mehr von Boris. Wenn ich gelegentlich an ihn dachte, stellte ich ihn mir in einer Hängematte liegend unter Palmen vor. Und dann stand er vor einem halben Jahr plötzlich wieder vor mir am Tresen. »Du, ich bin obdachlos«, sagte er stotternd mit seinem sächsischen Akzent. Mein erster Gedanke war, was machte er überhaupt in Hamburg, warum war er nicht in Peru? Aber so schnell wie er wieder weg war, kam ich gar nicht dazu, ihn das zu fragen. Eine Woche später traf ich ihn wieder. Dass es ihm nicht gutging, war nicht zu übersehen. Er habe seine Wohnung verloren, sagte er, und fragte: »Kann ich im Elbschlosskeller schlafen?« Diesmal wollte ich wissen, was passiert war. »Meine Alte hat mich vor die Tür gesetzt«, sagte er, »rausgeschmissen, und sie haut allein ab nach Peru, lässt mich hier sitzen. Ohne Geld, ohne Job.« Alles, was er sich im Leben erwirtschaftet habe, sei weg. Und seine Träume? Zerplatzt. Während

er noch schwer verliebt gewesen war, hatte ihn seine Freundin offensichtlich ausgenommen wie eine Weihnachtsgans. Boris tat mir leid. Natürlich könne er im Elbschlosskeller schlafen, sagte ich zu ihm. Dass Stammgäste, die keine Bleibe haben, im Hinterzimmer auf einer Couch übernachten, hat Tradition. Manche bleiben für ein paar Tage, andere für mehrere Monate oder – wie im Fall von Angie – über zehn Jahre.

Angie stammt aus Litauen und strandete nach einer Odyssee durch Osteuropa in Deutschland und schließlich auf dem Hamburger Kiez. Sie überstand Missbrauch, Entführung und Zwangsprostitution. Bei aller Tragik hat sie ihren Kampfgeist und ihre (Über-)Lebensfreude nie verloren. Auf St. Pauli angekommen, wurde der Elbschlosskeller schon bald ihr neues Zuhause. Ein Ort, der ihr Schutz bot, und an dem sie zum ersten Mal Menschen fand, die es gut mit ihr meinten. Hier war sie zeitweise sogar amtlich angemeldet. Angie gehört zu denen, die den Absprung geschafft haben. Nach zehn Jahren im Keller baute sie sich ein neues, ein eigenes Leben auf. Jetzt wohnt sie in einem WG-Zimmer und hat einen Job bei einer Zeitarbeitsfirma. Angie, die Heldin.

Seit Boris' Rückkehr in den Keller ist jetzt schon mehr als ein Jahr vergangen. Inzwischen schläft er an mindestens sechs Tagen der Woche im Hinterzimmer. Hier stand über viele Jahre – mit-tendrin und den Raum dominierend – ein großer Kickertisch, der dem Zimmer seinen Namen gab. Der Kickertisch musste entsorgt werden – leider ... ständig wurde draufgekotzt. Der Name Kickerraum ist geblieben. Rundum an den Wänden sind Holzbänke angebracht, und es gibt ein Sofa: das Bett von Boris – und Schlafstätte vieler anderer vor ihm.

Wenn Boris die Augen aufschlägt, dann liegt er meist zur Seite gedreht und schaut als erstes auf die Holzurückwand, bevor

sein Blick nach oben geht zu den Bildern unserer Stammgäste, gerahmte Fotos, manche tragen eine schwarze Schärpe. Es sind die Bilder der Keller-Ikonen, viele sind verstorben (die mit dem Trauerband), andere kommen immer noch zu uns. Frauen und Männer, die den Keller zu dem gemacht haben, was er heute ist, und das vergessen wir ihnen nicht. Sie sind unsere DNA. So wie Inge, die »Königin der Straße«, so nenne ich sie, weil sie sich selbst mit einem Augenzwinkern so bezeichnete. Im März 2025 starb sie dort, wo sie sich zu Hause fühlte: an ihrem Stammplatz auf dem Hamburger Berg, gleich vor Kentucky Fried Chicken, schräg gegenüber vom Elbschlosskeller. Zwischen 50 und 60 Jahre alt wurde sie, niemand weiß es genau. Mehr als 30 Jahre lebte Inge auf der Straße. Sie war immer präsent, ließ sich von keinem was sagen und setzte sich für andere ein. Inge war kernig. Ihr Lebensmotto: »Mich kriegt keiner klein.« Einmal brach sie den Stern von meinem gerade erst gekauften Mercedes ab, kam in den Keller gestieft, knallte ihn mir auf den Tresen und knurrte nur ein Wort: »Bonze!«

Auch Kathi, »Neun-Finger-Kathi«, ist im Elbschlosskeller verewigt. Früher war sie eine bildschöne Frau, hatte lange Haare bis zum Po. Ihr Bild mit Trauerflor hängt ganz hinten im Kickeraum. Sie feierte exzessiv, meistens war sie auf Amphetamin. Im Vollrausch verletzte sie sich am kleinen Finger, spürte den Schmerz nicht, ließ die Wunde unversorgt. Er musste amputiert werden. Auf die leere Stelle transplantierten die Ärzte ein Stück Haut von Kathis tätowiertem Po. Jetzt schmückte ein Tattoo-Fitzelchen ihre Hand, und auf dem Hintern war ein Loch im Tattoo. Das klingt alles nicht dramatisch, aber von da an ging es mit Kathi bergab. Sie nahm stark zu, das wiederum ließ sie traurig und unglücklich werden, obwohl sie immer noch eine schöne Frau war. Das Problem war das Transplantat

an ihrer Hand. Aufgrund der Fettzellen (die am Po normal waren, nicht aber an einem Finger) schwoll die Hand unförmig an, als Kathi an Kilos zulegte. Ich gebe zu, der Fingerstumpf sah ziemlich erschreckend aus. Kathi schämte sich für ihr Aussehen und verschwand für eine Weile. Als ich sie nach einem Dreivierteljahr zum ersten Mal wiedersah, erkannte ich sie kaum wieder. Ihr Gesicht war voller Piercings, die schönen Haare hatte sie sich rappend kurz geschnitten. Früher hatte man sich mit ihr gut unterhalten können. Ich mochte ihren Humor. Jetzt war sie ständig zugehörnt und wirkte teilnahmslos. Kathi starb an Lebenskummer, an Frust und Depression – fünf Jahre ist das jetzt her.

Im Kickerraum hängt auch ein Foto von Pierre, dem Leadsänger der Eight Balls. Ich denke gerade an ihn, weil auch er wie Kathi einen Finger verloren hat. Auf dem Bild ist er nur von der Seite zu sehen, auf seinem Hinterkopf hat er eine fette Platzwunde, aus der das Blut über seinen Schädel läuft. Pierre lebt. Sein Foto trägt keine schwarze Schleife, zum Glück muss man sagen, denn es sah mehrfach danach aus, als würde er draufgehen. Sein Lebensstil war selbstzerstörerisch, ein Tanz auf dem Vulkan. Er überlebte dank der Musik, sie war sein Ventil. Und dank der Freunde, die ihn nicht im Stich ließen.

Ich hatte Pierre lange Zeit nicht mehr gesehen, als er eines Tages vor mir stand. Mit gesunder Farbe im Gesicht, vor Kraft strotzend und voller Energie. Er erzählte mir, er habe gerade eine Langzeittherapie hinter sich gebracht und sei nur vorbeigekommen, um sich zu bedanken. Für die Zeit, die er im Elbschlosskeller sein durfte, dafür, dass wir ihn immer ernst genommen hatten, selbst als er sich aufgegeben hatte. Er bedankte sich dafür, dass wir ihn nicht haben fallen lassen. Vor allem aber auch, weil wir dafür gesorgt hatten, dass er endlich eine Therapie machte.

Mit diesen Worten verabschiedete sich Pierre und verließ den Elbschlosskeller. Es war unsere letzte Begegnung.

Ob Boris sich manchmal mit dem Gedanken herumschlägt, »Ey, nicht dass ich hier bald auch mit schwarzem Band an der Wand hänge«, frage ich mich. Ich hoffe, er hat seine Zuversicht nicht verloren. Boris ist ein Mensch mit einem riesengroßen Herzen. Er denkt erst an andere, bevor er etwas für sich tut. Ist er zu gut für diese Welt? Er glaubte an die große Liebe, für die er alles aufgab, und wurde bitter enttäuscht. Wovon träumt er jetzt noch? Was sind seine Wünsche? Manchmal sind es die kleinen Dinge, auf die es ankommt, und die einem Menschen seine Würde zurückgeben.

Eines Tages stand Boris vor mir und druckste ein bisschen herum. Er würde gerne wieder zum Friseur, habe aber kein Geld. Und er bat mich darum, ihn zu begleiten. Ich hatte das Gefühl, dass er sich den Besuch beim Friseur alleine nicht so recht zutraute. Menschen wie Boris können die alltäglichen Dinge ganz schnell überfordern. Weil sie sich ausgeschlossen fühlen, nicht mehr als Teil einer Gemeinschaft.

Das zu ändern, ist ein wichtiges Ziel unseres Vereins *Wer wenn nicht wir*. Neben der Lebensmittel- und Kleiderverteilung haben wir zum Beispiel eine Aktion für die Obdachlosen ins Leben gerufen, die wir salopp den »Wellnesstag« nennen. Wer will, bekommt eine kostenlose medizinische Pediküre, anschließend einen Haarschnitt sowie ein warmes Essen – und immer eine Schulter zum Anlehnen, wenn gewünscht.

Menschen, die sonst am Rand stehen, sich nicht gesehen fühlen und auch nicht gesehen werden, fühlen sich wieder wahrgenommen. Das macht viel aus. Es verändert etwas zum Positiven. Ich spürte, für Boris bedeutete seine Bitte, zum Friseur zu gehen, mehr, als sich die Haare schneiden zu lassen. »Komm,

wir machen das jetzt«, sagte ich also zu ihm, und wir liefen zu einem syrischen Friseur auf dem Kiez, bei dem ich seit einiger Zeit Kunde bin. Ich überließ ihn den flinken Händen des Syrers. Hinterher sah er aus wie neugeboren, und so fühlte er sich auch. Es war »nur« ein Friseurbesuch, aber für Boris und mich auch ein emotionaler Moment. Wir nahmen uns in den Arm, er hatte Tränen in den Augen, wir fühlten uns verbunden, wie eine Familie. Die Keller-Familie. Ich sagte zu ihm: »Du kannst bei uns pennen, so lange du willst. Du bist hier zu Hause.«

Ein paar Tage später hatte Boris einen Typen im Schlepptau, den ich nicht kannte. Auch er war obdachlos, was man ihm nicht gleich ansah. Er war gepflegt, konnte sich gut ausdrücken. Ich erfuhr, dass er früher einen guten Job und sozialen Rückhalt hatte. Aber irgendwie war er abgerutscht. Boris fragte mich, ob sein neuer Freund auch im Kickerraum schlafen dürfe. Ich hatte nichts dagegen. Den wenigen Raum, der ihm zur Verfügung stand, wollte er jetzt freiwillig teilen mit einem, den er gerade erst kennengelernt hatte. Das gemeinsame Schicksal hatte sie offensichtlich zusammengeschweißt.

Im Moment ist der Elbschlosskeller das Zuhause von drei Obdachlosen, inklusive Boris. Vorgestern kam er mir freudestrahlend entgegen, nahm seine Mütze ab und rief: »Guck mal!« Sein Schädel war glattrasiert. »Ich bin wieder bei deinem Friseur gewesen, diesmal allein. Die haben gesagt, ich kann jederzeit wiederkommen.« Er war stolz. Kleine Glücksmomente.

Der Elbschlosskeller ist für mich Heimat. Ich kenne jede Ecke, jeden Winkel, jede Leiste, keine Schramme und kein Dreckfleck, zu dem ich euch keine Geschichte erzählen könnte. Nirgendwo sonst spiegelt sich die Geschichte meiner Familie so wider wie in dieser schummerigen, schrammeligen, liebenswerten Kneipe. Im Keller lernten sich meine Eltern kennen. Ich wurde – angeb-

lich – hinter der Bar gezeugt. Am Holztresen führte ich eines der wichtigsten (und letzten) Gespräche mit meiner Schwester Jana-Joy, die nicht mehr lebt. Sie überzeugte mich davon, eine Lehre zu machen. »Was denn?«, fragte ich sie. Und sie: »Werd Zimmermann. Wenn ich du wäre, würde ich das machen.« Ich folgte ihrem Rat und stieg für die Zeit der Ausbildung in einem Betrieb in Schleswig-Holstein aus dem Kiez-Zirkus aus. Ich emanzipierte mich von meinem Vater. Ich lernte, mich ohne den Rückhalt, den der Kiez mir gab, zu behaupten. Als ich später den Keller übernahm, wusste ich, ich kann das und hier gehöre ich hin. Vieles fügt sich im Rückblick. Ich denke auch an meinen Onkel, den Bruder meiner Mutter, ein gläubiger Mann, der noch eine große Rolle spielen wird. Er schrieb vor mehr als zehn Jahren, als er den Lagerraum des Elbschlosskellers strich, das Wort »Jeschua« an eine Wand. Eine hebräische Kurzform für Jesus. Und das war lange, bevor ich zu Jesus fand. Spätestens da war Jesus im Elbschlosskeller angekommen.

In den Elbschlosskeller zu gehen, fühlt sich für mich warm an, heimisch, wohlig. Sobald ich den Laden betrete, bekomme ich ein Lächeln über beide Ohren ins Gesicht. Tatsächlich ist es auch warm im Elbschlosskeller, weil wir endlich eine funktionierende Heizung haben. Warm von innen, warm von außen. Der Geruch ist nicht mehr so schlimm, wie er früher mal war. Aber es gibt immer noch das typische Elbschlosskeller-Aroma. Eine Mischung aus Alkohol, Rauch, Schweiß und einfach vielen Menschen und gelebtem Leben.

Wenn ich in den Elbschlosskeller komme, schaue ich immer erst nach rechts in die Ecke, dann links in die Ecke, gehe ein Stück geradeaus und checke, wer sitzt wo, wer liegt auf den Bänken. Am Tresen schüttele ich unserer Barfrau oder unserem Barman die Hand. Und mache auch gern mal meine Scherze mit